Zeitschrift: Schweizer Monatshefte : Zeitschrift für Politik, Wirtschaft, Kultur

Herausgeber: Gesellschaft Schweizer Monatshefte

Band: 15 (1935-1936)

Heft: 10

Buchbesprechung: Bücher Rundschau

Autor: [s.n.]

Nutzungsbedingungen

Die ETH-Bibliothek ist die Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften auf E-Periodica. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Zeitschriften und ist nicht verantwortlich für deren Inhalte. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern beziehungsweise den externen Rechteinhabern. Das Veröffentlichen von Bildern in Print- und Online-Publikationen sowie auf Social Media-Kanälen oder Webseiten ist nur mit vorheriger Genehmigung der Rechteinhaber erlaubt. Mehr erfahren

Conditions d'utilisation

L'ETH Library est le fournisseur des revues numérisées. Elle ne détient aucun droit d'auteur sur les revues et n'est pas responsable de leur contenu. En règle générale, les droits sont détenus par les éditeurs ou les détenteurs de droits externes. La reproduction d'images dans des publications imprimées ou en ligne ainsi que sur des canaux de médias sociaux ou des sites web n'est autorisée qu'avec l'accord préalable des détenteurs des droits. En savoir plus

Terms of use

The ETH Library is the provider of the digitised journals. It does not own any copyrights to the journals and is not responsible for their content. The rights usually lie with the publishers or the external rights holders. Publishing images in print and online publications, as well as on social media channels or websites, is only permitted with the prior consent of the rights holders. Find out more

Download PDF: 20.11.2025

ETH-Bibliothek Zürich, E-Periodica, https://www.e-periodica.ch

brigade 3 mit der Radfahrerabteilung 3 und eine Funkerkompagnie. Große Manöver finden aber auch in unseren beiden Festungen statt. Bu den Manovern ber Festung St. Maurice im Oktober ist gleich die ganze Festungsbesatung aufgeboten, Auszug und Landwehr. Bei der Gotthardbesatung dagegen findet ein Brigade= und ein Detachementswiederholungsturs ftatt. Um Brigadewiederholungs= turs im August sind beteiligt die Landwehrregimenter 47 und 52, die Gebirgsmitrailleurabteilungen (Gotthardmitrailleure), die Festungsartillerieabteilung 4 (Besatzung der vier Forts im Urserental), ein Motorartillerieregiment und weitere Spezialwaffen. Aus ber Busammensegung ber Truppen, insbesondere aus der Mitwirtung der Festungsartillerieabteilung 4 fann man ichließen, daß diese Brigademanöver im Urferental stattfinden werden, mahrend der Detachementswiederholungs= furs an ber Gotthard-Subfront burchgeführt wird. Un ihm beteiligen fich bie Befestigungen von Airolo (mit Hospiz), Monte Ceneri (mit Gordola und Magadino) und Gondo an der Simplonstraße, samt den zu diesen Berken gehörenden Talwehrtompagnien, einer Motorartillerieabteilung, dem gangen Tessiner Regiment 30 und technischen Truppen. Während die Südfrontmanöver von 1930 nur im Livinental stattsanden, umfassen die diesjährigen Manover also die gesamte Sudfront ber St. Gottharbbefestigungen unter Cinichluß bes Simplongebietes und verbienen dementsprechend gang besondere Beachtung.

Die Winterwiederholungskursen einzelne geschlossene Winterwiederholungskursen einzelne geschlossene Einheiten der Gebirgstruppen (Brigade 15 und Festungsbesatung St. Gotthard) eins berusen. Schon letzes Jahr hat man in der Gebirgsbrigade 5 einen neuen Weg beschritten durch Veranstaltung eines Winterwiederholungskurses, zu dem ausgessuchte Mannschaften aus allen Truppenkörpern der Brigade einberusen wurden. Der Bersuch wird dieses Jahr wiederholt und auch in den Gebirgsbrigaden 3 und 18 durchgesührt. Die Wintertätigkeit und Stiausbildung der übrigen Truppen beruht ganz auf sreiwilliger Basis und außerdienstlicher Tätigkeit.

Großem Interesse werden zweifellos auch die Fliegermanöver begegenen, die im Juni stattsinden und zu denen der Stab der Fliegertruppe samt vier Abteilungen mit insgesamt zwölf Kompagnien und über hundert Flugzeugen aufsgeboten sind.

Von der Landwehr muß künftig jedes Jahr die Hälfte der Truppenkörper und Einheiten einrücken, sodaß auch für 1936 neun Regimenter Infanterie und zahlreiche Einheiten der Spezialwaffen aufgeboten sind.

Gottfried Zeugin.

Bücher Kundschau

Schriften aus dem Coronakreis.

Die im schönsten Sinne konservative, das heißt die unentbehrlichen Werte geistigen Schaffens behutsam wahrende Zeitschrift, die allem Heutigen als strenge Sichterin entgegentritt und eine Art Prophetin dessen ist, was spätere Zeiten von unserem Schriftum wohl kennen möchten, gibt nun auch neben ihren zweimonatslichen Heften eine Schriftenreihe heraus, die ein aussührliches kritisches Berweilen wohl rechtsertigt.

Wer hätte sich es träumen lassen, daß man in Zukunft auf dem Greifensee an die Gedichte Boltaires denken müßte? Und wer hätte sich es träumen lassen, daß ein im Oritten Reiche wohlgelesener Dichter, dessen jung im Saft stehende Besgeisterung letthin noch so unpsychologisch unseren deutschschweizerischen Belangen

in die Haare geriet, daß ein Prophet von Blut und Boden an der flackernden Intelslektualität eines Voltaire Gefallen fände und ihm als Größeren im Bereich Europas nur noch Goethe beigesellte? Aber man höre nur:

"Wer sich nicht abschrecken läßt durch den Umsang und die Fülle seines Werks, der ist dankbar erstaunt über die weise, wahrhaftige Art dieses mutigen und männlichen Geistes. Seine Dichtung hat Voltaire nicht als den Wein der Dämonen getrunken; sein Auge rollt nicht in holdem Wahnsinn; überschwang und Tiesengesühl, das bebende Stammeln und der Urlaut des Geschöpfes sehlen ihm, aber er besitzt eine klare Sicht der Dinge im mittäglich hellen Licht, die Plastik des Wortes, die Drastik des Wizes, die mühelos natürliche Gipselung des Gedankens, die geistesgegenwärtige Lenkung der Fabel und übersichtige Bewältigung des Stoffes, alles Eigenschaften, die sreilich keinen großen Dichter wie Hölderlin oder Reats ausmachen, aber in ihrem Bereiche auch ohne satteste Tiese und lichteste Höhe seiseln und erfreuen können. Bei der Auswahl der übertragenen Gedichte sohe seizeln und unscheinbarsten Teilen dem Soltaire'schen Werkes etwas von der Art des ungeheuren Ganzen hervors blitzt als Offenbarung eines der hellsten und heitersten Genien aller Zeiten, der zugleich ein Vertreter seines Volkes und ein Mann der Menschheit war, ein Kämpfer sur die Herrschaft des Geistes auf der Erde."

Diese Sätze spricht Hermann Burte im Vorwort zu seinen "Gedichsten Voltaire 3", die er anläßlich eines Besuchs an unserem Greisensee übersetzte. Doch man wundere sich nicht allzu lange: muß nicht in einer Zeit, wo der Geist settsüchtig geworden ist, die Magerkeit eines Voltaire, selbst wo sie mägerlich ist, erfrischend erscheinen wie der Wind jener Natur, der ihn so vergeblich umswehte? Es gibt wirklich noch Witze im geistigen Geschehen — immer noch — und solche Witze sind sogar herzersreuend, wenn sie gradlinig zur Wahrheit sühren. Nach den oben zitierten Sähen Burtes möchte man fürchten, dieser habe in seiner Abersehung den Franzosen ausgehöht ins Großartige hinein, quasi das spezisischen Urtezten gegenüber. Aber Burtes übersehung ist Voltaire. Und ein größeres Lobkann man wohl kaum aussprechen. Besagt es doch, daß das Ziel erreicht wurde, aber auch, daß das scheindar Schwierigste gelang, nämlich Voltaire mit dem Geiste des Deutschen zu versöhnen. All das abstrakte, ausgemergelte Gedankenspiel des Franzosen ist da, seine so antilhrischen Reimpointen, seine arabeskenhaste Nachslässiest, seine Kunst, immer obenhin zu bleiben, auch starke Aberzeugung ohne Pathos zu sagen und die — vielleicht unsreiwillige — Kunst, im Pathos noch irosnisch zu scheinen. Man kann es sich nicht versagen, einiges zu zitieren:

Dem König von Preußen. Erstgeborener der Promethiden, Erbe durch des Baters Testament, Jenes Feuers, das hienieden Auf der Erde gar so spärlich brennt; Noch erblickt man, aber selten nur, Aus dem Brande eine Funkenspur In den Hirnen einiger Franzosen, Doch bei diesen ist es nur ein Glosen— Und bei Dir: ein lodernd Element!

> Der Schlangenbiß. Jüngst biß am Hange Den Fréron eine Schlange. Und was passierte? Die Schlange krepierte.

Es ist nicht des Raumes wegen, daß wir nur kurze Berse Boltaires zitieren: in ihnen prägt sich der Dichter doch am stärksten aus. So sympathisch wohl heute einem Manne von Burtes geistiger Höhe die Idee der Duldsamkeit ist, so wird er zugeben, daß das eigentlich Künstlerische Boltaires nicht in den langen weltansichaulichen Gedichten sich ausprägt, sondern im kurzen Format. Kurzatmig ist

alles an diesem Menschen: Satz und Vers und Wesen. Aber eben: in einer "Zeit schamloser Inflation", wie Hosmiller sagt, gewinnt alles Kurze eine Monumentalietät, selbst wenn sie ihm wesenhaft sehlt.

Wie es schwer ist, dem Deutschen Boltaire nahe zu bringen, und dieses Büch= lein Burtes eine kostbare padagogische Gabe der Befreundung ausübt, so ist es schwer — noch schwerer —, Kacine an den Deutschen heranzutragen. Aber auch in diesem Gebiete haben die Corona-Schriften einen Helser bereit — Kudolf Alexans der Schröder schriften einen Holfer bereit — Kudolf Alexans der Schröder schrö Beweisführung aber erfordert eine strenge und vorsichtige Definition des französischen und des deutschen Humanismus, die folgerichtig zu einer Definition der beiden Bolksgeister führt. Man dürfte nur selten diesen Gegensatz so klar und jäuberlich herausgearbeitet finden, und es ift ein Afpett diefer Sauberteit, daß die Gegenjätze im letten wieder leicht verwischt werden als zu schroff gegenüber lebendiger Birklichkeit. Doch folgen wir dem Gedankengang Schröders: Im englischen und spanischen Theater finden wir neben dem antiken Borbild deutliche Reste des einheimischen mittelalterlichschriftlichen Schauspiels; das klassische Keste des einsteinischen mittelalterlichschriftlichen Schauspiels; das klassische französische Drama ist dagegen reines Humanistendrama. Zwischen die beiden Typen stellt sich das deutsche Drama. Lessings Kunst wäre nicht was sie ist ohne die vorangegangene französische Schule "einer auf engstem Felde und mit den sparsamsten Mitteln betriebenen Seelendarstellung". Schiller ist nicht umsonst der Aberseher der "Phèdre", drüderlich verwandt ist ihm Corneille, und zwischen Racines "Athalie" und der "Braut von Messina" sind die ähnlichen Züge zahlreich. Noch stärker aber sind die Beziehungen zwischen Racine und Goethe. Konstatieren wir doch einen überraschenden Parallelismus Goethe Schiller und Racine Corneille. Sowohl Waethe wie Racine weisen in ihrem Leben einen tracischen Bruch auf mit der Arbeit Goethe wie Racine weisen in ihrem Leben einen tragischen Bruch auf mit ber Arbeit am strengen Trauerspiel, einen Bruch, der sie hinführt zu praktischer bürgerlicher Arbeit. Goethe wird Staatsminister, Racine Historiographe du Roi. Goethe wie Racine bleiben start einem weltabgewandten Christentum in ihrer Entwicklung verpflichtet, jener dem Pietismus, dieser dem Jansenismus — zwei Bewegungen, die unter sich bei allen Unterschieden Gleichheiten ausweisen. Goethe wurde unter Herders Einfluß zum Deutsch-Griechen, erprobte und vertiefte aber diese Haltung in und an Rom und wurde romanisiert. Racine aber, in einem Milieu vorwiegend römisch bestimmter Antiquität, ist als ein ungewöhnlich "griechischer Gallo-Lasteiner" zu bezeichnen. Beibe treffen sich in einem vekumenischen Prinzip, das "die hellenische Humanität mit den Verpflichtungen und Ansprüchen alexandrinisch= fatholischer Weltdurchdrungenheit und Weltgebundenheit sättigte und färbte". Diese Definition der beiden Dichter führt nun zu einer Betrachtung der Antiquität der beiden Bölker. Deutschland hätte durch seinen Humanismus, der, Rom überspringend, gleichsam birekt am Begasus-Brunnen getrunken hatte, ben Vorzug bor einem lateinisch bestimmten Humanismus. Andererseits erhebt Frankreich gerade auf Grund seines Lateinertums — in Hintansetzung seiner keltischen und germanischen Komponenten — den Anspruch einer lückenlosen antiken Trabition und spielt sein Lateinertum gegen deutsches Barbarentum aus, als wäre "ihr Charlemagne einer ber Stammväter der abendländischen Kultur, während unser Karl der Große ein Barbarenfürst über Barbarenhäuptlingen gewesen sei." Immerhin ist zu sagen, daß das dem deutschen Humanismus anhastende Mißtrauen gegen das durch Rom hindurch gesehene Griechentum nicht unbedingt aufrecht zu halten ist, denn schließlich ift die Latinität vielleicht "die gewaltigste und folgenreichste unter den Ausstrahlungen von Hellas". Es zeigt sich eben in diesem Mißtrauen der unabwendbare Drang deutscher Art, nur das "Ursprüngliche" gelten zu lassen. "Was nicht unabläffig von neuem uns ben Beg zu feinen Unter- und hintergründen, zu feinen geheimsten Burzeln und Quellen freigibt, das existiert für uns in einem gewissen Sinn nicht." So erklärt sich das grundsätlich Einsame beutscher Außerung, "die scheinbare und in ihrer Scheinbarkeit nach außen hin manchmal jo beängstigend wirkende Jugendlichkeit unseres Auftriebs. Denn sie ist nicht, wenigstens nicht in bem oberflächlichen Sinne, in dem man es ihr hie und da zuschreiben möchte, eine "geschichtliche" Jugendlichkeit. Wir sind eine uralte Nation; und an den Kreuzen,

an die unsere ruhm= und tranenreiche Geschichte uns immer wieder geschlagen hat, ware ein Bolt von minder unbeirrbarer Geistesart langit zum siechen Greis geworden". Dagegen hat Frankreich vielleicht im hinblid auf die Urt seines Rachbarn und in inftinktivem Selbstichut gegen die nicht lateinischen Clemente seines Befens Beltfinn und Beltverstand noch stärker ausgeprägt als irgendeine andere lateinische Schwesternation. Wurzeln und Ursprünge bieser Erfahrung im Dunkeln lassend, machen die Franzosen die Dinge des Geistes zu einer "Angelegenheit von Bürgern unter Bürgern" und entwickeln "auf das anmutigste und wirksamfte jene romanischen Kardinaltugenden der religio, der comitas und der urbanitas". So ließe sich der klassische Bolksgeist der Deutschen sinden "im Bilde des grundsätlich ungeselligen, großartig einsamen Geistes, der nur auf sich selbst und seine eigene Berantwortung gestellt, immer von frischem daran geht, die ganze Welt in sein Herz hinein zu ziehen, um sie aus der Fülle des eigenen Junern neu zu gebären." Der französische Bolksgeist hingegen "in dem Bilde des grundsätlich geselligen Geistes, der in großartiger Selbstbescheidung die Welt als ein Gegebenes hinnimmt, dessen Bermittlung und Angleichung an das im Grunde immer gleiche, in seinem zeitlichen Hervortreten freilich nach immer neuen Entscheidungen und Regulativen verlangende Bedürfnis einer als Gemeinbürgschaft empfundenen Gesamtheit ihm auferlegt ist. So weiß er sich in der Einstimmigkeit und Zustimmung der Mit-lebenden, weiß sich als Führer oder als Vermittelnder auch innerhalb des allgemeineren, nun schon als ein Transzendentes empfundenen consensus der gesamten geschichtlichen Nation beruhigt und geborgen." An dieser Verschiedenheit der beiden Völfer könnte von beiden Seiten gelernt werden. Der Franzose könnte lernen vom Deutschen "eine bereitwilligere Ehrsurcht vor der einsamen Gewalt des Frrationa-len: denn alles Reine und Ursprüngliche des Geistes beginnt jenseits der teilenden, messenden und magenden Bernunft. Der Deutsche vom Franzosen das vorsichtigere und umsichtigere Im-Zaum-Halten einer Neigung, die nur zu gern von jeder zusfällig ein Stück Himmel spiegelnden Wasserlache annimmt, sie sei so tief wie dieser Himmel selbst." Nachdem sich das Problem so ganz natürlich ins Weltweite gesöfsnet hat, findet Schröder sich zu seinem eigentlichen Ziel zurück, zu Kacine. In seiner christlichen Grundhaltung ist der Ort, an dem sich Racines Berhältnis zu den antiken Quellen entscheidet, aber auch "der Ort, innerhalb deffen bas Einsame seines dichterischen Wesens und das Soziale seines humanen Beruses sich durchs dringen." "Racine ist der Dichter der einzigen vollkommen christlichen Tragödie", indem er den tragischen Konflitt in die Einsamteit der Individuums verlegt und damit dem Seelendrama unserer Zeit der wahre und gerechte Lehrer wird. Christ-liche Tragödie — dieser Zwiebegriff von Christentum und Antike aber zu einer unlöslichen Einheit verschmolzen besagt, daß "auf dem beschwerlichsten und ge-fährlichsten seiner Kampspläte das Wirklichkeit geworden ist, wonach der humanistische Gedanke des Abendlandes seit je gerungen hat." — Diese Nachzeichnung des Aufsatzes von Rudolf Alexander Schröder mag genügen. Nicht erwähnt werde hier das sehr Schöne und sehr Wichtige, was der Dichter über den Stil des Franzosen zu sagen hat: eine verführerische Anleitung für den noch Widerstrebenden und eine gindarktändige Angeich auf Eine den Geschland gen der Gemannen Des Geschlands eine der Geschlands gen der Geschlands gen der Verführerische Eine der Geschlands gen der Geschlands geschlands gen der Geschlands geschlands geschlands geschlands geschlands geschlands geschlands gen der Geschlands ges einverständige Freude für den längst Gewonnenen. Doch würde hier ein nochmals verkurzendes Referieren den sonst schon sehr knappen Aussührungen Schröders den Boden nehmen. Man muß hier den Text erweiternd durch eigene Ersahrung lesen. Aber lesen muß man diesen Aufsatz. Er ist eine nicht leicht zu übersehende Wegmarke am Wege beutscher Selbstklärung. — Schröder fügt seinem Aufsak die übersetzung des ersten Aktes der "Bérénice" und zweier Szenen aus "Athalie" bei. Der Dichter möchte diese Übersetzung vor allem als Einsadung zum Lesen des fransösischen Werkes gewertet wissen. Für denjenigen, der solche Einsadung nicht mehr braucht, ist es natürlich schwer, nicht immer wieder sich zurück zu sehnen nach dem französischen Laute. Wenn die offen seidenschaftlichen Stellen eine einigermaßen gemäße Übersetung sinden, so ist es seider nicht so den scheindar ganz harmonischen, bei dem "unvergleichslich seichten und hohen Welts und Hofton". Aber wie soll sich das Deutsche "einem Verse anbequemen, in dem alles gleitet, alles dem Hörer gebreiteten Arms entgegenströmt"? fragt man mit dem Übersetzer. Es gibt ganze Seiten in Racines Werfen, in denen nicht die geringste äußerliche Es gibt ganze Seiten in Racines Werten, in benen nicht die geringfte außerliche Abweichung bon ber Projafprache fich findet, in benen ber reinfte Rhythmus fich im scheinbaren Alltagegewand ber Sprache zeigt. Das ließ sich im Deutschen nicht

machen. Und so wird aus einem "il faut partir" ein "die Abschiedsstunde schlägt", aus einem "j'aurais tort de me plaindre" ein "mit Unrecht klag ich das" — kurz und gut: Mozartische Serenität mit Bethooven'scher Passion gespielt.

Die Corona war immer treue Hüterin von Rilkes Rachlaß und Rachleben. Sie gibt jest die "Erinnerungen an Rainer Maria Rilke" der Fürstin Thurn und Taxis heraus, der Frau, welcher Rilke sein unges heuerstes Werk gewidmet hat, die "Duineser Elegien". Man möchte über alles, was man da aus des Dichters hauchzartem und von jedem Luftzug stürmisch bewegtem Leben erfährt, den Satz stellen, den er aus Spanien an die Fürsten schrieb über eine Begegnung mit einem Hunde: "...unsere ganze Verständigung war grenzenlos. Das tann boch nur auf Erben geschehen, es ift auf alle Fälle gut, hier willig durchgegangen zu sein, wenn auch unsicher, wenn auch schuldig, wenn auch gang und gar nicht helbenhaft, - man wird am Ende wunderbar auf göttliche Berhältnisse vorbereitet sein." Das Buch, das wie das Leben Rilles selbst in der Vollendung der Duineser Elegien und der Sonette gipfelt, gibt Zeugnis von der unendlichen Gefährung dieses Menschen, dessen Aesthetentum wirklich nichts anderes war als eine wundenhaft bloßliegende Offenheit der Wirklichkeit gegenüber, jeder Wirklichkeit, auch der "unwirklichen". Gerade über die okkulten Erfahrungen des Dichters weiß die Fürstin viel Aufschlußreiches zu sagen. So schrieb er Aufzeichnungen "Aus dem Nachlaß des Grafen C. W.", von denen er behauptete, sie seien ihm als Ganzes diktiert worden durch eine unsichtbare, ihm gegenübersitzende Gestalt. Daß es sich dabei nicht um kokette Mystifikation handelt, beweist schon ber Umstand, daß Rilke sie nicht in seine "Berke" aufnahm. — Bang große Dichter brauchen keine biographische Untermalung, um ihre Wirkung zu tun. Aber nur bei ganz großen lohnt es sich andererseits, die Biographie ins Einzelne zu versolgen. Der Rilfe-Renner und Rilfe-Bewunderer wird jo dieje Aufzeichnungen der Frau, bie bem Dichter bas Leben erleichterte und verschönte, fo weit es in ihrer großen Macht stand, nicht entbehren mögen.

Auch in Josef Hofmiller muß man nun einen Toten betreuen. Die Corona bringt aus seinem Nachlaß die "Letten Bersuche". Es sind teilweise der endgültigen Handanlegung noch entbehrende Bersuche, Gestalten, zumeist aus dem deutschen Sprachfreis, nachzuzeichnen. Wenn Kritit je aus dem Bereich des Fruchtbaren, Bejahenden tam, dann die hofmillers. Wo fänden wir jo leicht Herzlichkeit mit Schärse gepaart, Behagen mit Entschiedenheit, Menschlichkeit mit Gericht? Hofmillers Art muß sich gerade besonders bewähren an Beiftern bes 19. Jahrhunderts. Nichts ist ja schwieriger denn als reifer Monsch über die Werte zu sprechen, die man als ganz junger Mensch geliebt hat. Es ist die jeweils nächste Vergangenheit, die immer am ungerechtesten behandelt wird von einer Zeitepoche. Wir verzeihen es uns nicht, gewisse Dinge in Bausch und Bogen geliebt zu haben, wie es der absoluten Haltung der Jugend entspricht, wir wollen uns verleugnen, ohne doch auch nur unseren Namen auszusprechen. Und so halten wir uns mit unserer schamvollen Rache an die Geister, die unsere Jugend führten und es nicht mehr — ober nur noch unterirdisch — tun. Nichts von all dem bei Hofmiller. Biele seiner Essans beginnen mit einem Jugenderlebnis, dieses formt sich aus wie ein reisendes Gesicht, behält tampflos seine erste Wahrheit, gewinnt neue dazu und steht zulett da als die Frucht eines Lebens, gerecht nicht jenseits des Persönlichen, sondern durch das Persönliche hindurch. — Hofmiller schreibt nie über einen Dichter hinweg. Immer faßt er breitbeinig festen Stand im Werfe. In seinem meisterlichen Ljeßkow widmet er von dreißig Seiten die Hälfte dem Erzählen des "Ungetauften Popen". So geistreich, so maximenhaft zugespitt seine Urteile oft sind, sie wachsen immer heraus aus der einfachen Beobachtung. Hofmiller schämt sich nicht zu erzählen. Er hat pabagogische Breite, die jedoch nie das Ziel aus dem Auge verliert. Vielleicht ist darin der gemeinsame Nenner zu finden zwischen seiner Lehrertätigkeit und seiner Schriftstellerei. Giner, der gewohnt ift, immer hinzuhören auf die Aufmerksamkeit Anderer, wird einen behutsamen, gleichsam im Leser Burzeln spinnenden Vortrag erhalten, organisch, naturhaft wachsend. So darf man, muß man auch Hofmiller eigentlich laut lesen. Rur so kommt man dem Geheimnis seiner Sätze auf die Spur, die breit in die Sache hinein sich graben und im Maße, als sie Salt gefunden haben, nun in immer höheren

Ansagen hinausstoßen, sich fühn verfürzen. Rur ein Beispiel, das uns ganz besjonders angeht, betrifft es doch Gottfried Keller:

"Die verhehlte oder offene Feindschaft gegen ihn hatte verschiedene Urjachen. Wer von Natur aus mustisch war, wähnte die helle Diesseitigkeit des frommen Agnostikers ablehnen zu mussen; als hätte besagter Agnostiker um nur eins zu nennen, nicht den wundervollen Symnus gedichtet "Gott ift ein großes, stilles Saus", der in der Ausgabe letter Sand unbergreiflicherweise fehlt. Die Gewerkschaft der dämonischen Apotalyptiter scheute den Schöpfer der "Mißbrauchten Liebesbriefe", des "Berlorenen Lachens", der "Ursula", wie der Teufel das Weihwasser. Die linearen Holzschnitzler wurden vor Kellers ichnörkeliger Andacht zum kleinen jo topfichen, daß fie den Koloristen darüber gang übersahen. Die Fanatiker der neuen Sachlichkeit dulbeten die Ratur höchstens in Gestalt eines Kaktus in einem Scherben mit Zickzackmuster, was sollten sie mit Akelen ansangen, Rittersporn, Fingerhut, Aronstab, Knabenfraut und all dem holden Gewächs und Geblüh auf Seldwhler Schattenwiesen? Wer im Punkt der Heimattreue kunstseiden war, fand Keller zu deutschschweizerisch. Erasmuffe im Gehäus: untunftlerisch politifierend. Betriebjame Wagner, die sich für Fauste hielten: spießig. Seine Gedichte besonders, gleich denen der Droste, schmeckten den Schlürfern gezuckerter Weine zu herb. Inzwischen ist auch diese Generation schon wieder in der Bersenkung verschwunden, denn nirgends reiten die Toten schneller, als in der Literatur des Tages und der Stunde".

Bon den einzelnen Csjans hier zu sprechen, verbietet der Raum, denn von welchem möchte man nicht ausführlich mit der Leidenschaftlichkeit des Gesprächs sprechen? Wer aber glaubt, es fehle unserer Zeit und vor allem unserer Jugend nichts so jehr als das Wiffen, daß Kritit nicht eine wesenhaft negative Sache ift, daß wir sie brauchen, um das jenseits aller Kritik Stehende zu schaffen, der sollte diesem Band Hofmillers weite Berbreitung erwirken. Dieses Nachlagwert ift ein Testament, das nicht ungehört bleiben darf.

Elijabeth Brod = Sulzer.

Wir leben in schwerer Zeit. Bald wird es leichter, geistigen hunger zu stillen als leiblichen. Und doch, wie viele Blücksmöglichkeiten, welch' innerer Frieden auf dieser Erden boten sich den Menschen, die guten Willens waren, sich belehren und erheben zu lassen. Selten wurden wir uns der schlummernden Schätze jo bewußt, wie beim Lesen der oben besprochenen Essans Hofmillers. Man ift ihnen, wie auch der unter dem Titel "Iphigeneia und andere Effans" erschienenen ähnlichen Sammlung Frit Ernst's herzlich dankbar für das Nahebringen bekannter wie unbekannter Perfonlichkeiten und Werke. Man fage, was man will: das ist und bleibt doch das herrliche an den Schriften über Bücher, daß das Geschenk schon ein weiteres, größeres in sich birgt. Welches Glück, auch bloß Rezensent zu sein! Wenn der Student, der im "Gil Blas" von Salamanca nach Penasiel wandert, die Seele des Lizentiaten ausgräbt, so ist es ihm, dem Buchbesprecher, vergönnt, hunderte von Seelen zu besreien. Freilich, die Verantswortung ist groß, und es scheint Anmaßung, Herausgegriffenes zu würdigen, das Busall und Verlegersgnaden bringen. Vieles, vielleicht Schöneres, bleibt unge-nannt — wir denken etwa an Arnold Büchli's soeben erscheinende Gedichte "Zwischen Erd und Ewigkeit". Doch wir wenden uns ja nicht an Leser, denen Bücher nur zwischen dem 25. Dezember und 1. Januar etwas bedeuten und die einen Dichter nur schätzen, wenn seit seiner Geburt eine durch 10 restlos teils bare Bahl von Jahren verflossen ist. Aus der festlichen Sintflut von Büchern seien noch wenige hervorgehoben, die schon vor dem Berebben aufragen.

Ernst's "Jphigeneia" war infolge eines Migverständnisses hier nicht beizeiten besprochen worden. Möge das Lob Hofmillers auch auf diese ähnlichen Essahs zurückstrahlen! Sie sind Blüten eines nämlichen Kranzes (Corona-Verlag). Ihr Wert ist zeitlos. Es genüge anzuzeigen, daß Ernst außer dem unsterblichen Iphisgenien-Mythos vor allem Gesner, den Glarner Chorherrn Blumer, Ramond de Carbonnières, Hamann, Friedrich Schlegel, Koreff, Therese Hehne auferweckt. Seine Absicht (die der unsrigen zu tiesst gleicht) ist "Erweiterung des übersieser-

ten, das Aufgehen des Heimatlichen in der Fremde, Zusammenklang der Nähe und der Ferne." Schon erwähnte er auch den Zürcher Bauer Jakob Gujer, dem er hente ein ganzes Buch widmet: "Kleinjogg, der Musterbauer". (Atslantis-Berlag). Die etwas gefürzte Abhandlung des Hand Kappar Hitzel von 1761 (noch bekannter in der vom Basler J. R. Frey besorgten französischen Ausgabe "Le Socrate rustique" wird durch eine Einleitung Ernsts über Hirzel und Aleinjogg und durch die Sammlung der Stimmen jener Zeit über den philosophischen Bauer würdig eingerahmt. Zeitgenössische Bilder zieren das Büchlein. Auf taum 16 Seiten weiß ber Berausgeber reizvoll ein Bild jenes Burichs gu bejchwören, das zehntausend Einwohner zählte, worunter achthundert Schriftsteller — nach Heinses Schätzung . . . Beim Schildern der physiotratischen Siege jener Jahrzehnte vor der französischen Revolution hätte der Polyhistor Ernst vielleicht noch die Arbeit des Zürcher Forstmeisters S. Großmann über die ökonomischen Sejellschaften heranziehen können. Von der soeben durch Leo Weisz herausgegebenen Forstordnung des Fürstbischofs von Basel (1755) konnte er noch nicht Kenntnis haben. — Das Echo der Zeit bleibt ohnehin anregend genug. Haben doch, um nur wenige zu nennen, Lavater, Mirabeau, Kousseau, Heine, Goethe über Kleine jogg geschrieben, den ja Goethe 1775 im Kapenrütihof besucht hatte. Ein Vildberget dieses Haus im Katastrophenjahr 1799, wo Franzosen, Kussen und Österswicker sich zus Siesen Feldern gegenüberseren zu Aleste des zum Auskarren reicher sich auf diesen Feldern gegenüberlagen . . . , ein Blatt, das zum Ausharren in Biderwärtigkeiten ermuntern will. Denn aus gräßlichstem Berderben erhole sich die Natur. — Uns liegt gerade daran, den Lesern jene Früchte zu zeigen, die das ihnen näherliegende Erforschen von Geschichte und Rultur in scheinbar entlegenen Bereichen zu sammeln vermag. Der furze Bericht über Rleinjogg 1799 zeigt le= bendig, mas es für die Schweiz bedeuten murbe, Kriegsschauplat zu fein. Geschichtliches Werden, jo etwa den Beift von 1848 lernen wir aus den folgenden Schriften verstehen. Kann man sich einen größern Gegensatz zu Kleinjogg denken als ben Musiker Hans von Bulow? Wer wußte, daß dieser mit Lassalle befreundet war, Napoleon III. eine Broschüre widmete, zugleich Bismark bewunderte und Bernshard Försters (des Gemahls der jüngst verstorbenen Schwester Nießsches) Antissemiten-Petition unterschrieb? Auf faum hundert Seiten schildert Ludwig Schemann, Hand von Bülow im Lichte der Wahrheit". (Gustav Bosse Berlag, Regensburg). Wenn Einer, so hat Pros Schemann in Freisburg i. B. das Recht und die Möglichkeit, ein bei aller Anappheit derart in die Tiefe dringendes, aufschlußreichstes Gesamtbild eines oft problematisch scheinenden Charafters und Wirtens und eines Lebenslaufs mit jo dunkeln hintergründen zu zeichnen. Schemann, ohne ben Gobineau vielleicht verichollen geblieben ware, gehört zwar dem Bagnerfreis an, bewahrt sich aber ein oft erfrischendes, gelegentlich auch wohl allzu unbefangenes Urteil. Es gibt noch unbnzantinische, völlig selbständige Männer in Deutschland! Schemann, dessen 80. Geburtstag Hitler durch ein persönliches Schreiben ehrte, erwähnt 3. B. mit überraschender Wärme, wie Bulow sich für Mendelssohn und Meyerbeer eingesett habe — Namen, die Wagner ebenso fern lagen wie dem Dritten Reich. Im Bestreben nach unbedingter Objektivität geht es Schemann, so scheint es uns, manchmal so wie dem Deutschschweizer, der aus lauter Neutralität eher die eigene Muttersprache vergißt als Lob des Fremben. Ein überlegen vielseitiger Geist wie Schemann mag wohl den künstlerischen Kern unter allen Formen bewundern; für das Bolt aber wäre es schlechterdings verhängnisvoll, Wagners dramatische Kunft auf eine Linie mit der formalen absoluten Musik zu stellen. Wer hier nicht scharf unterscheibet, wird beide migverftehen. Daran andern auch alle Brahmsfeiern nichts. Ware gemachte Begeisterung beweiskräftig, jo ftunde es ichlimm mit Schemanns besonderem Schupling Cherubini, den er mit Bulow gern neben Beethoven stellte ("Luigi und Ludwig"). Es ift eine durchaus verständliche Erscheinung, daß den Freund des Tondramas rein formale Mufit unbefriedigt läßt; fie ericheint ihm oft als viel Lärm um Richts, als ein Weten der Meffer, ohne daß es etwas zu schneiden gibt, als ein "penibile dir niente!" Aber aus dem Zusammenprall der Gedanken entspringen die Funken: leuchtende Abschnitte über Bulow und Beethoven, B. und Wagner, B. und List, B. und Brahms -- die Schemann mahrlich berechtigen, sein höchst anregendes Buchlein B. im Lichte der Wahrheit zu nennen. Gern murbe der Lefer das rein Biographische in die folgenden Auflagen ausführlich aufgenommen seben. Die furchtbare Katastrophe (Cosima und Wagner!) ist nur angedeutet. Sie durchbebt einige der Briefe, die Richard Wagner an Eliza Wille richtete und die nun in einer herrlichen, von Ulrich Wille eingeleiteten, mit einem Porträt in Lichtbruck geschmückten und um ein handschriftliches Sonett C. F. Mehers an Eliza bereicherten Corona-Schrift vorliegen ("Eliza Wille. Erinnerungen an Richard Ward Wagners an Frau Wille nebst deren Erinnerungen sind längst vergriffen. Vor einem Jahr gab dann Gundalena Wille erstmals sechs disher unbekannte Briefe Wagners nach Mariasselb heraus. Das vorliegende Buch enthält nun alle sene Briefe Wagners, die Ersinnerungen Elizas und deren einzigen erhaltenen Brief an den Meister, von Frau Winifred Wagner zur Versügung gestellt. Es sehlt die kurze Einleitung Eundalena

Willes, die durch jene ihres Baters erset ist.

Schon jene früher bekannten Briefe gehörten zu den menschlich wertvollsten und ausschlüßreichsten. Dieser Eindruck ist heute stärker als je. Sie umsassen einige in Bagners Leben besonders tragische Jahre, aber auch jene der Ersüllung. (Sie sollen aussührliche Schilderung im II. Band von Fehrs Werk über Wagners Schweizerzeit sinden). Eliza Wille war vertraute Freundin Mathilde Wesendoncks und kannte beide Frauen Wagners. François Wille versah die Stellvertretung bei der Tause Siegsrieds, dessen Patenschaft der König von Bahern übernommen hatte. Willes Mariaseld war ein Brennpunkt edler, anregender Geselligkeit; dort trasen sich die Uchtundvierziger, geistvolle Dichter und Gelehrte. Nicht die Musikt war es, sagt Gundalena Wille, die Wagner mit Willes zusammensührte; es waren vielmehr politische, philosophische und literarische Interessen. François Wille war nicht einmal ein Bewunderer der Kunst Wagners und auch nicht blind für menscheliche Schwächen. Umso wärmer und tieser konnte Eliza Wille, selbst Dichterin, ihn verstehen. Sie hat mitgesühlt, daß schon im Winter 1870/71, als Kanonensdonner vom belagerten Belsort herüberhallte, Wagner begeitert plante, dem sich einigenden deutschen Volk seine uralten Götter und Mythen nahezubringen und "dem aus allen Gauen zusammenströmenden Volk in Bahreuth ohnpische Feste Witwirkung aller Künste." Undergeßlich bleiben manche ihrer Schilderungen, so wenn sie erzählt, wie Wagner in Mariaseld aus der Keunten Symphonie vors spielte:

"... Froh, wie seine Sonnen fliegen... Dieses sagte er halblaut vor sich hin, und nun berührte er die Tasten. — Ich habe die Reunte Symphonie seitdem öfter gehört und mit vollem Orchester; aber die ses Allegro vivace alla marcia habe ich doch nur ein mal gehört. Durch keinen Direktor und kein Orchester ist mir der leise, seste, sichere Tritt der Musen ins Gefühl gekommen, wie durch Wagners Berührung meines Flügels; pianissimo, wie über Wolken wandelnd, aber näher und näher schreitend in sicherer Bewegung. Wie ging mir die mächtige Offenbarung aus dem Bunderreich der Töne auf, die in dem rhythmischen Gesühle liegt, das allem die Haltung gibt! Ein Pulsschlag mehr oder weniger weckt oder lähmt den Geist des Hörers. — Wagner sah ernst, gehalten und doch lieblich drein. Eine alte Zürischer Dame, unsere liebe Gutsnachbarin, sonst so gemessen und nicht aus der Fassung zu bringen, war wie elektrisiert, als er hinterher mit voller Krast in großartiger Begeisterung den Chor spielte. Mitten drinnen brach er ab. ""Ich kann ja nicht Klavier spielen" sagte er..."

Muffen wir Armen, die ben Genius nicht erleben können, und nicht an ben

Abglanz flammern?

Aber auch ohne das hineinragen des Genies wären Elizas Erinnerungen höchst reizvoll und lesenswert. Ihr Bater war zur Zeit Napoleons I. aus hamburg, das eine französische Stadt geworden war (die vierte im Range der Monarchie Frankreich), ausgewiesen worden und erlebte in Holstein schwere Jahre. Von den Besteiungskriegen, namentlich aber von 1830, 1848/49, ersahren wir viele Einzelseiten, die Geschichte erst lebendig werden lassen. Einmal kam Wille mit durchsichossenem Oberarm nach Hause. "Nach dem Scheitern der ungeheuren Bewegung in Deutschland, als auch Schleswig-Holstein, von Deutschlands Bundeshilse verlassen, auf eigene Kraft gestellt, nach der verlorenen Schlacht von Idstedt zurückbiplomastissert wurde in die alte Abhängigkeit von Dänemark, war der Ausenthalt in Sams

burg für die Teilnehmer an allem, mas fich ereignet hatte, nicht mehr geboten." "Habe ich mein Leben lang für Demokratie und freie Verfassung gewirkt", sagte Wille, "so muß ich doch wohl jett dahin gehen, wo ich sehe und erlebe, wie das, was ich gewollt habe, sich in der Ausübung darstellt." Er siedelt sich also in der Schweiz an, zwar nicht im Neuenburgischen, ber ursprünglichen heimat, obwohl burgundisches, französisches Blut im Temperament der Buille lag. François Wille "wußte die Vorzüge des französisch redenden Teiles der Eidgenossenschaft zu mur-

bigen. Aber weder die Grafschaft Balangin noch La Sagne paßten zu ihm." Er brauchte den Strom lebensvoller Bildung, wie ihn die Universitätsstadt Zürich gab.

Cinmal möchte Eliza Wagner bestimmen, Ludwig II. zum Bewußtsein zu bringen, daß Poesie und Kunst nicht das höchste Ziel königlicher Pslichten sein dürften; 1866 suchte François Wille Wagner in Luzern auf, um ihn zu bewegen, den König von Bahern dahin zu bringen, daß er neutral bleibe und zwischen Preußen und Osterreich vermittle. Bei der Unterredung war Semper zugegen, der dann von ihr sprach, worauf ein katholisches Luzerner Blatt Wille scharf angriff. — An solchen Zügen sind die Erinnerungen reich; sie machen das Buch auch für alle jene lesenswert, die zu ihrem eigenen Schaden Wagner fernstehen.
Seit dem Weltkrieg ist der Name Wille jedem Schweizer bekannt und jedem

Unvoreingenommenen vertraut und lieb. Möchten diese spannenden Erinnerungen an bewegtes Leben seiner Borfahren so volkstümlich werden wie das Bild des

Der Berichterstatter ist stolz darauf, sich gewissermaßen mit Dr. Korrodi in die Ehre und das Berdienst teilen zu durfen, Anlag und Anregung zur Neuherausgabe des von ihm seit je besonders hoch gehaltenen "längst gänzlich vergriffenen" (in seiner Bücherei eben nicht!) Werkes mit gegeben zu haben. Dank für diese wundervolle Beröffentlichung! Möge eine Stelle aus dem erstmals bekannt ge-wordenen Brief Elizas vom 24. November 1864 dem Hinweis Kraft und Freude geben:

"... Zum Frühjahr, lieber Wagner, tomme ich gewiß. Es soll mir wieder einmal durch die Seele brausen — mit allen Glocken soll es klingen und singen!! Einen Fußstoß der lächerlichen fummerlichen Erbe ober vielmehr den Armseligkeiten, die wir zusammenflicken und ihr über das schone Angesicht als Bettelkleid werfen. . . . Der Dichter, der in der Hölle war und das Fegesfeuer ausprobiert hat, darf nun auch seine Paradiesessahrt antreten! . . . In herzlicher Freundschaft Ihre Eliza Wille."

Der in Luzern getaufte Siegfried Wagner hat seine in obigen Briefen wiederholt erscheinende Mutter Cosima nicht lange überlebt. Überschaut man die so reichen Generationen von Franz List bis zum balb vollzährig werdenden Wieland Wagner, erfährt man einen wichtigen Abschingt europäischer Geistesgeschichte. Fast seierlich berührte uns die vornehme Ausgabe des Weltreise-Tagebuchs Siegsried Wagners, das seine Witwe auf Weihnachten 1935 herausgibt und einem engeren Kreis widmet. Da dieses Prachtwerk im Buchhandel nicht erhältlich ist, sei wesnigstens auf die Auszüge daraus hingewiesen, die bei Engelhorns Nachs. Stuttgart, unter dem Titel "Er in ner un gen von S. Wagner" erschienen sind. Namentlich die Auszeichnungen aus China und den Philippinen sind von hohem Paix und reich au werkwürdigen Benhachtungen inder Art. Die perschiedensten Reiz und reich an merkwürdigen Beobachtungen jeder Art. Die verschiedensten Bölker werden treffend charakterisiert. S. Wagner nimmt kein Blatt vor ben Mund, ob er von Spaniern oder Malagen, von Schmuls (Juden) oder von seinen im Ausland sich sehr oft von der ungünftigen Seite zeigenden deutschen Landsleuten spricht. Röstlich stiggiert er die wenigstens in fünstlerischen Fragen so nüchternen Briten; er unterscheibet z. B. die Thpen der Miß Chickeries und Anny Bob Hugh — von ihm gebilbete Namen; immerhin gibt er zu, daß englische Mädchen auch "entzückend" sein können, ohne 1892 zu ahnen, daß ein solches ein Vierteljahrhundert später sein Schicksal werbe.

Heute, ba die grundsätlichen Feinde alles Deutschen in ihrem Haß auf das Dritte Reich gern längst erledigte Anwürse gegen Richard Wagner und seine Familie — zwar mit ira, aber sine studio — in altgewohnter Beise wieder beginnen (wir benten 3. B. an ein neues, im Europa-Berlag — "Europa" wenn möglich ohne Deutschland — erschienenes, leider viel gelesenes Buch über hitler), zu einer Beit, ba auch Bohlgefinnte zum mindeften in wirtschaftlichen Fragen an deutscher

Treue und Zuverlässigkeit irre werden können, ist es eine Wohltat, aus diesen einsachen, rein menschlichen Erinnerungen die Gestalt eines durchaus liebenswerten, edlen Charakters auferstehen zu sehen.

Rarl Alfons Meher.

Europäisches Schicksal.

Thomas Mann, Leiben und Große ber Meifter. Berlag von G. Fifcher, Berlin.

Dies ist nun der vierte Band der gesammelten Auffäße von Thomas Mann. Und er bietet in mehr als einer Hinsicht gegenüber den drei vorausgegangenen etwas Neues. Einmal ist er mehr als eine bloße ursprungszeitlich abgegrenzte Sammlung, sondern zeigt sich von einem einheitlichen Gesichtspunkt her burchgestaltet. Dadurch wird ber Borwurf vermieden, der sich gegen die vorigen Bande erhoben hatte, es seien zu viele Rleinigkeiten mit reiner Tagesbeziehung aufgenommen. hoben hatte, es seien zu viele Kleinigkeiten mit reiner Lagesbeziehung aufgenommen. Hi er ist alles von Bollgehalt; ja sast mehr wird umgrissen, als sich in der Essarm unterbringen lassen möchte. Das Gebiet der Literatur wird nur zweismal leicht überschritten. Das eine Mal durch den Schlußaufsat; "Meersahrt mit Don Quichote", welche den meisten Lesern dieser Zeilen schon aus der seinerzeitigen Berössentlichung in der "Neuen Zürcher Zeitung" bekannt sein wird. Auch die beiden GoethesUbhandlungen waren schon als Broschüren erschienen und sind zur Zeit des GoethesJubiläums in weite Kreise gedrungen. In wie meisterlicher Weise sie ohne Gesuchteit tatsächlich Neues über Goethe zu geben wissen, ist an anderer Stelle beseuchtet worden. Der Aussak über Storm bedeutet ein nordenstloses Stelle beleuchtet worden. Der Aufsat über Storm bedeutet ein vorbehaltloses Bekenntnis zu dem heute oft als Nachfahren der Romantik etwas abschätig angesehenen Novellisten und Lyriter. Auch dem, der sich von reinen Modebewertungen nach Möglichkeit frei zu halten sucht, wird vielleicht hier stellenweise eine gewisse Aufhöhung bes Dichters stattzufinden scheinen. Doch das sind im Grunde reine Geschmacksfragen. Der Aufsat über Platen hat abgesehen von seinem reichen charaktes rologischen Eigenreiz das Verdienst, diesen heute zu Unrecht fast vergessenen Dichter wieber in den Mittelpunkt menschlicher Belangfülle zu stellen. Den Sohepunkt bes Buches bilbet wohl unstreitig der Aufsatz über Richard Wagner, der natürlich nun seinerseits das rein menschlich-literarische Gebiet überschreitet, ohne jedoch sich in das bloß Fachliche und im allgemeineren Sinne nicht Ausdeutbare zu verlieren. Es ist wohl kein Zusall, daß auf dem Gipfel dieser Aufsaksammlung die Musik auch als Gegenstand mit hereingezogen wird; es will uns scheinen, als ob der Aufsakstil ganz eigener Prägung, zu dem Thomas Mann in diesem Band durchdringt, eine gewisse Wesensberwandtschaft zum Element des Musikalischen besitze! Man könnte, um diesen Stil zu kennzeichnen, auch an eine bestimmte Art von Malerei anknüpfen. Es wäre eine solche, welche mit der Musik innigst verwandt ist und alle Form in Bewegung auflöst, um wiederum durch Bewegung sich Form plastisch auferbauen, sich aus dem Schatten ins Licht herausmodellieren zu lassen. Es wird Licht durch Schatten gehöht, und Schatten durch Licht vertieft. Und die Rolle des Nein und des Ja ist nicht diejenige endgültiger und selbständiger Bewertungen, sondern sie sollen eine dialektische Bewegung vorantreiben, aus welcher sich dann das Gesamtbild, welches wesentlich ein positives Vorzeichen trägt, lebendig ergibt. Die gegensäßlichen Bestimmungen arbeiten aneinander immer tiefer dringende Profile heraus, fordern und bereichern sich gegenseitig, bringen eine aus beiden sich zusammenwebende Struktur zu Tage. Mit höchster Kunft und doch voller Sachlichteit werden die einzelnen Positionen, aus denen Wesen und Charakter der "Meister" aufgebaut werden, eingesetzt und burchgeführt. Rurzum, das Ganze ist wie ein Drchester, dessen Dirigent den Stimmen ruft, sie abwiegt, sie aufstachelt, sie wieder bämpft, die Instrumente gegeneinander abhebt, ihre Tone mischt und entmischt, sich hemmen und sich steigern lößt, dis ein dynamisches, atmendes kontrapunktisches Ganze aus Ja und Nein entsteht. — Gerade Richard Wagner ist wohl fruchtbarerweise für den Heutigen nicht mehr anders zu konstruieren. Jedoch begreift man, daß diese Beträchtungsweise gewissen orthodoxen Wagnerianern ein Greuel sein mußte. Es wäre aber salsch, diese insgesamt oder auch nur als Thpus zu den "niedrigen Seelen" zu rechnen, von denen J. J. Roussen sagt, daß sie nur die Wahl hätten, zu beweihräuchern oder in Stücke zu reißen. Nein, es handelt sich

ba um etwas wie eine Sette, ber sich eben bas Absolute in dieser fehr partifularen Form darstellt. Die anderen, welche, um modern zu sein, Wagner einfach Ritsch nennen, durften mit umgekehrtem Vorzeichen nicht allzuweit von jenen abstehen. Auch Thomas Mann hat in seiner Jugend zu Wagner eine fast sektenhaft hin-gegebene Stellung eingenommen, auch er hat ihn, vom "Tristan" her verstanden, als einen gefährlich fugen Rausch genossen, ber metaphysisch bas ganze Beltbild einhüllte und bedingte. Bon da nun zu einer Ginstellung hinzufinden, Die voll Abstand, von strenger Sachlichkeit, tuhl abgewogen und burchgedacht bis ins Lette ift, bas dürfte als eine beträchtliche geistig-moralische Leistung zu betrachten sein. Und das doppelt, da die Gesamtbewertung eine durchaus positive und verehrende bleibt. Damit hatten sich wohl auch die zufrieden geben konnen, welche heute in Deutschland eine nationale Angelegenheit baraus machen wollen, ob Bagner in Baufch und Bogen als ein Modell beutscher Ideale und Bollkommenheiten gehalten wird. Angesichts der mißtönenden Reaktion aus diesem Lager hätte man sogar vielleicht sich einige Akzente in Thomas Manns Aufsak noch schärfer benken können — ge-rade zur Abwehr des heute verbreiteten Fritums, das breit Aufgestemmte, das verschwommen Anspruchsvolle, das Gesühlsunzüchtige, das geschwollen Kleinbürgerliche, das Großmäulige und opernhaft Heldische sei das eigentlich Deutsche und Butunststrächtige. In Wahrheit ist es keines von beiden. Soweit sich dieses Clement bei Wagner findet — und Thomas Mann scheut sich nicht, die Ansatpunkte auch bafür klar zu umschreiben — steht es in engem Zusammenhang mit etwas Unechtem, Unvornehmem, ja stellenweise fast Bulgarem in Wagners perfonlichem Charatter. Jedoch ist es tropbem bankenswert, daß Thomas Mann auf jede auch anbeutende Hereinziehung von Tagesinteressen verzichtet hat. So wird die Bewertung solcher Dinge mit ber Zeit sich bon selber in die richtige Mitte einstellen.

Jacob Lorenz, Erinnerungen eines simplen Gidgenossen. Berlag von Eugen Rentsch, Erlenbach und Leipzig.

Der Berfasser ist bekannt durch seine Herausgeberschaft an der katholischen Erneuerungszeitung "Das Aufgebot" sowie Hurch seine Tätigkeit auf zahlreichen journalistischen und politischen, volkswirtschaftlichen und organisatorischen Posten während der Borkriegs=, Kriegs= und Nachkriegszeit. Seine Lebenserinnerungen die er hier als reifer Fünfziger gibt, sind zwar nicht Goethe, Gottfried Keller ober Carossa, aber auf ihre Art ein anziehendes und im ganzen wohltuendes Buch. Durch manche Bezirke und manche Perioden der letten Jahrzehnte in der Schweiz läßt sich schwerlich ein besserer Querschnitt denken; der Hauptnachdruck und Hauptwert des Buches liegt aber im Menschlichen und somit gewissermaßen Beitlosen. Lorenz war keiner, der ganz in den sachlichen, ideellen, sozialen, parteimäßigen Bindungen, deren er in einem halben Jahrhundert viele und wechselnde einging, ganz aufgegangen wäre, sondern er blieb immer weitgehend ein Eigenwilliger, der die geknüpften Fäden wieder zerriß, weil er etwas über alle bloße Einordnung Aberschießendes in sich fühlte. Und dieses Etwas, irgendwie der Lebensstrom selbst in seinem Sichselbstgehören war ihm, so wacker er in den Fronten des Tages mitkämpste, schließlich das Wesentliche. Darum kann er heute mit einer schönen und erholsamen Gelassenheit die viele Menschen und Dinge, die ihn banden und die er band, betrachtend von sich wegruden und ins Licht seten. Und darum ist dieses Licht, mag es auch auf viel Kampf fallen, dennoch im ganzen ein gunstiges und versöhnliches. Obwohl Lorenz zweimal hinüberwechselte zwischen Ratholizismus und Sozialismus -- er begann und endete mit dem ersteren -, jo liegt es ihm boch fern, auf Menschen und Ideen, von benen er sich trennte, von hinten her Steine zu werfen; auch barum, weil ihm sein Leben als Ganzes und Strömendes im Grunde immer wichtiger und verbindender war, als die Menschen und Ideen, besonders die letteren, hätten trennend sein können. Damit ist allerdings auch unausweichlich gegeben, daß die Ideen in einem solchen Leben nicht bis zu ihrer letten Vertiefung gelangen können; benn bazu muffen sie bas Leben, bas sie trägt, zerreißen und aufzehren. Wenn Lorenz z. B. in Sperrbruck seine endgültige Erleuchtung, die "ihm geschah", und zwar "wie ein Blitzitrahl", folgen-

dermaßen formuliert: "Ich sah plöglich, wie die Welt sich wirklich in zwei Reiche aufteilte, und immer wird in zwei Reiche geteilt bleiben, eines, in bem es um die Freuden dieser Welt geht, und eines, in dem es um die Herrschaft Christi geht" fo wird das den Leser seiner Lebenserinnerungen nicht ganz zu befriedigen vermögen. Wer zu jo radikalen Ginsichten sich hingenötigt fühlt, mußte der nicht ruckwarts eine schroffe Sonderung seiner Taten und Erlebnisse darnach durchführen und vorführen? Wohin gehören die fröhlichen Gelage und Feiern von Freundschaft und überschäumendem Leben, die ihm in der Erinnerung so lieb find? Und wohin jeine hingebenden Bestrebungen und Rämpfe für die materielle Befreiung der Arbeiterschaft aus Not und Unsicherheit, zu denen er sich auch jett noch weitgehend bekennt? Und wäre es nicht logischerweise nötig, von der Kadikalität jener Alternative aus auch die Stellungnahme zum Kloster mindestens theoretisch weit positiver zu gestalten? Oder aber, wenn das Leben sige sühl des Mesmoirenschreibers eben recht behält, so müßte man von da aus wohl doch jenes Entwedersoder in seiner Einsachheit für verdächtig und mindestens unzulänglich ansehen. Jedoch, wie gesagt, es mare unrecht, von einem Leben in diefer Sicherheit seiner Funktionalität solche Antworten zu erwarten. In einem letten Sinne splittert alle rein sachliche Problematik baran, und wir können uns nur baran freuen oder es als Ganzes ablehnen. Es bleibt uns also nur noch, es zu genießen, wie gang sich bieses fliegende Element in bem angenehmen und lebendigen Stil bes Verfassers spiegelt, der nur ab und zu einige gar zu schnoddrige und saloppe Rebensarten hätte entbehren können. Stellenweise wird gerade der Satbau aus bem Bestreben, durch kurze Säte belebend zu wirken, allzu nachlässig. Säte wie folgende sollten einem gewandten Stilisten nicht unterlausen: "Hinter mir an seinem Schreibpult stand Beck, Buch auf Buch gehäuft". "Großer Betrieb in der Kommerzialbank. Millionen spielten keine Kolle. Aber nichts aufdringlich, sondern schien solid, aber forsch." — Es wäre zu wünschen, daß dieses Buch, welches Kunde von einem nicht alltäglichen, jedoch sessenzen Typus des Deutschschweizers gibt, auch jenseits der Landesgrenzen Verbreitung fände. Für diesen Fall wäre ein Index von mundartlichen oder sonst im Schriftbeutschen nicht gebräuchlichen Wörtern beizufügen

Andreas Lagto, Lafagette, ber Seld zweier Belten. Berlag Rafcher, Burich.

Dies Buch ist ein ansehnlicher Vertreter des anscheinend unerschöpflichen Modegenre der "Biographie romancee". Der Stoff ist zweifellos für ein solches Unternehmen wie vorgeformt: menschlich interessant, und spannend fast wie ein guter Kriminalroman. Und der Verfasser weiß diesen Charafter noch kunstvoll herauszuarbeiten, wobei er sich jedoch gleichzeitig bemüht, die bloße stoffliche Spannung geistig zu durchdringen und ideell auszuwerten. Das gelingt ihm auch weitgehend; vielsach steht ihm aber seine allzu primitive geistige Gesamteinstellung im Wege. Sie entspricht etwa derzenigen eines französischen Aufklärers um 1760, eines Typus, den Latko selber als "großen Philosophen" bezeichnet. Diese Einstellung ist sehr kurz zu formulieren: Alle Reichen und Mächtigen sind niedrige, zynische, dumme, auss beuterische Schuste, alle Armen und alle Bertreter des Volkes sind gutmütig, ges dusse rechtlich und wur gelegentlich zum Kriversten getrieben Den Sinfelnunkt duldig, rechtlich und nur gelegentlich zum Außersten getrieben. Den Gipfelpunkt in dieser Hinsicht bedeutet wohl Seite 254 und 255; wir hoffen, daß der Verfasser später einmal bedauern wird, diese Seiten geschrieben zu haben. Es wird da ben französischen Aristokraten vorgeworfen, durch ihr hochmutig gefaßtes Sterben hätten sie den Pariser Pöbel eigentlich erst richtig zu seiner Grausamkeit gebracht; als Vorbild wird ihnen die Dubarry vorgehalten, welche den Henter um eine Minute Leben anwinselte und damit die Zuschauerschaft entwaffnete. Zuzugeben ist allerbings, daß im Ancien Regime sich icon verführerische Anhaltspunkte für eine solche billige Schwarz-weiß-Malerei finden — ja daß auch heute wieder viele Rräfte am Werke sind, um wider Willen den Völkern zu suggerieren, daß burgerliche Freiheit alles ist - mahrend sie in Wahrheit doch nur die Sälfte ist. Auch der Held Lafapette selbst ist recht nach dem Herzen des Verfassers und seines Schemas; besonders auch seine Neigung für pomposes Theater, wie es ja die Franzosen überhaupt zu lieben pflegen, gibt dem Romanschriftsteller dieses Schlages reichen Stoff.

Wenn auch die Beweihräucherung Lasanettes hier stellenweise etwas weit geht und bessen geringerwertige Eigenschaften: ungezügelte Sinnlichkeit, Eitelkeit, Reklames sucht, äußerliche Betriebsamkeit, die besonders in der Jugend sich vordrangen — etwas allzuwillig bemäntelt erscheinen, so bleibt Lasanette doch eine große geschichtliche Gestalt, welche nirgends sich von der reinen Phrase oder gar der bewußten Lüge einsangen läßt und auch die schönsten Bühnenaktionen weitgehend zu bewahrs heiten weiß. Das Glänzende und Ritterliche dieser Figur wäre vielleicht sogar noch besser herausgekommen, wenn der Versasser im Verschleiß von Pathos und Gesdankenstrichen sich etwas mehr Zurückhaltung auserlegt und einen gewissen Abstand in seinem Werturteilen beobachtet hätte. Trot allem bleibt dies, mit etwas Kritik gelesen, ein wertvolles und überaus seizelndes Buch.

Erich Brock.

Aubry, Octave. Der König von Rom. (Rentich, Erlenbach-Bürich.)

Einundzwanzig Jahre, den Zeitraum einer Kindheit, hatte der Sohn des großen Korsen erlebt, als er 1832, durch die galoppierende Schwindsucht dahingerafft, Aufnahme fand unter die mütterlichen Borfahren in der Rapuzinergruft in Bien. Als Rapoleon und König von Rom, unter ben Strahlen ber väterlichen Bärtlichkeit, in der liebevollen Obhut einer nicht nur dem Ramen nach aristokratischen französischen Erzieherin vergingen seine ersten vier Jahre bis zur topflosen Flucht der willensschwachen, vergnügungssüchtigen Mutter Marie Louise beim Zusammenbruch des Kaiserreichs. Ein Mischling aus deutschem und romanischem Blute, voll Empfindsamteit und flammenden Stolzes machst er auf am Wienerhof unter dem Namen Franz, Herzog von Reichstadt, eine Figur im Brettspiel der Welt= politik für den allmächtigen, dem Kaiser der Franzosen in persönlichem Hasse auffäßigen Kanzler Metternich. Gin Baftard auch in seiner Stellung zu ben jungen Berwandten, den bigott mittelmäßigen Erzherzögen, denen er sich als Sohn eines Benies überlegen fuhlt, ericutternd in feinem verzehrenden Gifer, fich fur eine große Aufgabe, an deren Lösung er bisweilen verzweifelt, vorzubereiten. Der griechische, der polnische, der belgische Thron gaufeln vorüber. Wird er, der militärisch hervorragend Begabte, für Ofterreich ein zweiter Prinz Eugen fein? Aber bas "Memorial" des Baters, der im Geraniental auf St. Helena vermodert, fann ihm nicht vorenthalten bleiben, wenn auch die ihm bestimmten persönlichen Andenken ihn niemals erreichen. Er wird Napoleon II. werden, sobald seine Jahre ein eigensmächtiges Handeln erlauben. Nicht als ein Abenteurer wie nachmals sein Better Louis Napoleon will er den Boden Frankreichs betreten. Das französische Bolf wird ihn berusen; die "légende napoléonienne", so wenig davon durch die düstern Mauern der Hosburg dringt, schwillt immer mächtiger an, genährt durch französische Dichter. Gin lautloser Rampf mit einem furchtbaren Feinde hat inzwischen begonnen, ein Kampf voll Auflehnung, voll trügerischer Hoffnungen, voll heroischer Resignation. Die Krankheit siegt, und die jagenhafte wie die geschichtliche Aberlieferung heftet sich an einen schönen Gungling, den das Geschick, weil es ihn liebte, früh hinwegnahm. Octave Aubry hat mit großer Feinfühligkeit dieses Leben, das nur ein unerfülltes Versprechen war, gestaltet. Vielleicht verweilt er allzu eingehend bei den glanzumflossenen ersten Kinderjahren; die zeitgenössischen Quellen darüber sind zahlreich. Ein anerkennenswertes Streben leitet ihn, im "Aiglon", im Epigonen einen an und für sich wertvollen, überdurchschnittlichen Menschen aufzudecken. Er hütet sich, schwarz in schwarz zu malen. Herzlich verwandtschaftliche Zuneigung wurde dem jungen Herzog zuteil und fand bei ihm Widerhall. Nur Metternich bleibt, wohl mit Recht, der boje Geist in dem tragischen Spiel. Man wird nie losgelassen von jener Bision, die Aubry hervorruft: der Besuch des Kanzlers ist vom Sterbenden, den keine Rudsichten mehr binden, nicht angenommen worden. Metternich verläßt mit einem kalten Blick burch die Türspalte auf ein unnüges Säuflein Knochen den Vorraum. 32 Bildtafeln schmücken den auch sonst jorgfältig ausgestatte= ten umfangreichen Band.

Bei Alja Rachmanowa, Die Fabrik des neuen Men-schen, Roman (Salzburg, Pustet) geht es weniger um die Kunst als um das Erleben. Man möchte den Parallelismus belächeln, mit dem zwei ruffische Frauen abwechselnd in ihrer tragischen Auseinandersetzung mit dem Bolschewismus dargestellt sind. Seitenlang folgen sich Zitate aus Klara Zetkin, Dostojewskij, Lenin. Der Zeitungsausschnitt aus der "Komhsomolskaj Prawda" oder der Paragraph aus dem Einmaleins des Kommunismus von Bucharin sehlen nicht. Und dennoch fesselt der Band, weil man sich auseinander seten muß mit diesem "phantastischen" Bolte, das sein größter Dichter den einzigen Gottesträger auf Erden nennt, und das offiziell Christum abgesett hat. Das Buch ist eine Absage der russischen Frau an die Revolution. Unter allen Ideen, die das Wesen des kommunistischen Gesdankengebäudes ausmachen, besindet sich nach der Meinung der Rachmanowa keine einzige weibliche Idee. Niemals sei die Frau in Tat und Wahrheit so entrechtet gewesen als heute, da ihr alle Wege geöffnet sind und ihr jede Beschäftigung freissteht. Die vollständige Freiheit in sexuellen Dingen, die Leichtsertigkeit der Scheisdung, die von einer Stunde zur andern auf eine bloße einseitige Erklärung hin ausgesprochen wird, ber Schmut ber Gemeinschaftswohnungen, in benen die Schaben hinter den Tapeten rascheln, das Elend der Djetdome, der wanzenverseuchten tommunistischen Rinderheime, die Auflösung der Familie durch öffentliches Lossagen in der Zeitung von allen Gliedern, die "zum weißen Knochen" (den Aristokraten) oder den Großbauern gehören — alles scheint der Berfasserin Faustschläge ins Gesicht der russischen Frau, die wie keine andere grenzenloser Opserwilligkeit fähig Gesicht der russischen Frau, die wie keine andere grenzenloser Opferwilligkeit fähig sei. Genosse Wladimirow hat eine Fabrik des neuen Menschen gegründet. Mörder, rückfällige Diebe, Prostituierte werden zu einem Handwerk angeleitet, erhalten Essen, Wohnung, Lohn für ihre Arbeit und verbringen ihre Freizeit im Alubslokal. Der Ausseher der "Fabrik" entslieht, weil es ihm zu langweilig ist. Unter den Mädchen, die in ihrem kahlen Zimmer nicht einmal die Photographien von Angehörigen ausstellen dürsen, werden rührselige Gedichte und gar eine Ikone, ein Heiligenbild, entdeckt. Wladimirow selbst wird aus der Brutalität der Herrsschenden durch die Liebe und beispiellose Charakterstärke seiner Sekretärin erlöst. Die Kommunisten berhaften ihn von der Frau und dem neugehorenen Linde weg Die Rommunisten verhaften ihn von der Frau und dem neugeborenen Rinde weg. Einige von firen Ideen Besessene, wie der Tierfanatiker Fedja, ein Birtuos in kurzfristigen Chen, ober die kindliche Glaubenszeugin Njurka gruppieren sich um die Hauptpersonen. "Wir sind alle seelisch todkrant", das ist die Schluffolgerung dieser leidenschaftlichen Anklageschrift. helene Mener.

Benfer Malerei.

L'Geole genevoise de peinture. Bon Ls. Gielly; Editions Sonor, Genf 1935.

Noch sehlt uns eine Geschichte der Schweizer Malerei des 19. Jahrhunderts. Die Lücke ist umso empsindlicher, als wir heute mehr wie je Anlaß haben, uns auf allen Gebieten des geistigen und künstlerischen Schafsens auf eigene und ursprüngsliche Werte zu besinnen, sie zu kennen und in harmonischen Zusammenhang zu bringen mit den übrigen Elementen unseres nationalen Daseins, zur Vertiesung und Krästigung desselben. Die Lücke besteht; umso freudiger sind wir bereit, alle Arbeiten zu begrüßen, die Bausteine bedeuten zur endlichen Ersüllung des Wertes. Die Genser Schule wird in einer solchen Synthese einen hervorragenden Platz einsnehmen; wir denken, daß ihr zeitlich und sachlich die erste Stelle gebühren wird. Als besonders willkommen muß deshalb ein Unternehmen erscheinen, das uns vorläusig einmal eine Geschichte dieser Genser Schule zu bieten versucht. Der Versassen, Konservator der Genser Genser Schule zu bieten versucht. Der Versassischung. Man hat den Eindruck, daß er nach seinen, übrigens verdienstvollen Publikationen über italienische Kunst, der sein besonderes Interesse gitt, nun schnell einmal auch etwas über Genser Malerei verössentlichen wollte (sein Buch besteht aus der Wiederzabe von Radio-Plaudereien). Ubwesenheit allgemeiner Ideen, sehlende Einordnung in schweizerische Zusammenhänge, dagegen absichtliche Betonung ausländischer Einflüsse, wobei die Nachahmung des Fremden als Maßstad wichtiger erscheint als offendare nationale Ursprünglichseit, das sind u. E. bedauerliche Mängel des Buches. Dazu kommt noch die allzusehr spürbare persönliche

Abneigung des Verfassers gegenüber den Genfer Romantikern, denen er nicht jene Objektivität entgegenbringt, die man bei Behandlung eines solchen Themas erwarten darf. Von höherer und schweizerischer Warte aus hat s. It. Paul Seippel im Zentenarbuch (1914) einen überblick über die Genfer Schule geboten; seine geistig gehaltvolle Studie ist nicht übertrofsen worden. Die Flustration von Giellys' Buch ist etwas sparsam geraten; zu rügen ist jedenfalls die Auswahl schon längst bekannter Vilder. Die farbige Wiedergabe eines Pastells von Liotard (Mme d'Epinay) ist jedoch ausgezeichnet und macht dem Autoset-Versahren der Sonor-Pressen alle Ehre.

Berner Zunftwesen.

Die Gesellschaft zum Diftelzwang.

Unter den noch bestehenden Zünften des alten stolzen Bern steht die Gestellschaft angesessenen abeligen Geschlechter, vorne an, und bei sestlichen Anlässen slatert noch heute ihr seidenes Banner, altem Borrecht entsprechend, an der Spize der zünftischen Marschordnung. Jum Andenken an die Taten der Vorsahren und zur Mahnung für die gegenwärtigen und künstigen Studengeselsen hat die Vorssteherschaft dieser Innung auf Ende 1935 eine von dem bekannten Historiker Sduard v. Wattenwhl vor beiläusig siedzig Jahren versaßte kurze Geschichte der Gesellschaft neu herausgegeben, die dank ihrer ebenso frischen wie inhaltsreichen Darstellung bei den Freunden heimatlicher Geschichte auch außerhalb der Reihen der Gesellschafts mitglieder eine gute Ausnahme sinden wird. Denn es ist eine ruhmreiche Vergangens heit, die uns da vor Augen geführt wird; da schreiten die trefslichsten Namen des alten Bern einher, so die Bonstetten, die Bubenberg, Diesbach, Erlach, Mülinen, Scharnachtal, Wattenwhl, die alle von altersher zu den Studengenossen bei Distelswang zählen.

Zwar wird der Leser daran erinnert, daß die Stärke des alten bernischen Staatswesens zu einem wesentlichen Teil gerade darauf beruhte, daß es — im Unterschied beispielsweise zu Zürich oder Basel — die politische Bedeutung der Zünste in engen Schranken hielt, so daß von einem Zunstregiment nie die Rede sein konnte. So kam es aber auch, daß beim großen Umsturz von 1798, der die Träger der bisherigen Staatsordnung wegsegte, die Zünste, darunter auch Distelzwang, ziemlich ungeschoren blieben, während ihnen in den eigentlichen Zunststädten bekanntlich die Flügel erheblich gestutt wurden. Insolgedessen sind in der Stadt Bern die Zünste heute noch als öffenklichrechtliche Körperschaften anerkannt und üben hinsichtlich ihrer Angehörigen die staatlichen Besugnisse des Vormundsschafts- und Armenwesens aus — ein Rechtszuskand, der sich unseres Wissens

sonst weder innerhalb noch außerhalb der Schweiz erhalten hat.

Daß sie diese Stellung behaupten konnten, obschon politische Widersacher aus einem falsch verstandenen Gleichheitsdrang heraus schon öfters ingrimmig daran gerüttelt haben, das verdanken diese Gesellschaften nicht zum mindesten auch ihrer gewissenhaften Verwaltung, die unbeeinflußt durch die sonst in der heutigen Bundesstadtluft gedeihende üppige und sorglose Finanzwirtschaft nach alter währschafter Vernerart geführt wird, und sodann der bodenständigen vaterländischen Gesinzung, die sie pslegen und der auch die hier angezeigte Broschüre in bester Weise dient. Die kleine, hübsch ausgestattete Schrift wird jedem, der sich für das Leben

auf den alten Zünften interessiert, viel Neues und Anregendes bieten. (Berlag der Gesellschaft zum Distelzwang, Preis Fr. 2.—.)

A. v. S.

Besprochene Bücher.

Hoolf Marti: Rudolf von Tavel, Leben und Werk; Berlag Francke A. G., Bern. Abolf Menzel: Das Problem der Demokratie in der griechischen Staatslehre (in Zeitschrift für Volkswirtschaft und Sozialpolitik) 1921, neue Folge, IV. Band.

Othmar Spann: Der wahre Staat; Jena 1932.

— Kämpfende Wissenschaft; Jena 1934.

Balter Beinrich: Das Ständewejen; München 1932.

Adam Müller: Elemente der Staatstunst; Neuausgabe 1922; F. Fischer, Jena. Rorrespondenz des Peter Ochs; herausgegeben und eingeleitet von Gustav Steiner,

1. Band Basel 1927, 2. Band Basel 1935.

Bermann Burte: Gedichte Boltaire's; Coronaverlag.

Rudolf Alexander Schröder: Racine und die deutsche Humanität; Coronaverlag. Fürstin Thurn und Taxis: Erinnerungen an Rainer Maria Rilke; Coronaverlag.

Josef Hofmiller: Lette Bersuche; Coronaverlag.

Frit Ernft: Sphigeneia und andere Effans; Coronaverlag.

- Rleinjogg, der Musterbauer; Atlantis-Berlag.

Ludwig Schemann: Hans von Bulow im Lichte der Wahrheit; Guftav Boffe-Verlag, Regensburg.

Eliza Wille: Erinnerungen an Richard Wagner; Coronaverlag.

Erinnerungen von S. Wagner; Engelhorns Nachfolger Berlag, Stuttgart.

Thomas Mann: Leiden und Größe ber Meister; S. Fischer Berlag, Berlin.

Jacob Lorenz: Erinnerungen eines simplen Eidgenoffen; Eugen Rentsch Berlag, Erlenbach und Leipzig.

Undreas Lagto: Laffanette, ber Beld zweier Belten, Rafcher Berlag, Burich.

Detave Aubry: Der Ronig von Rom; Rentsch Berlag, Erlenbach und Leipzig.

Alja Rachmanopa: Die Fabrik des neuen Menschen. Purstet-Verlag, Salzburg, 1935 Louis Gielly: L'école genevoise de peinture; Editions Sonor S. A., Genève, 1935.

Die Gesellschaft zum Distelzwang; Berlag der Gesellschaft, Bern, 1935. Preis Fr. 2.-.

Bücher-Eingänge.

Carlo Goldoni, Memoiren. Zweites und brittes Buch. Übersett von Lola Lorme. Berlag Hölder — Pichler — Tempsky A. G., Wien/Leipzig, 1935. 264 S.

Otto Hinnerk: Triumph der Wissenschaft. Komödie in 3 Akten. Rascher Berlag, Zürich, 1935. 145 Seiten.

Heinrich Keller: Goethe und das Laokoon-Problem (Wege zur Dichtung Band XXI). Berlag Huber & Cie., Franenfeld, 1935. 119 Seiten.

Abolf Köberle: Todesnot und Todesüberwindung. Furche Berlag, Berlin, 1935. 42 Seiten.

Joseph Piller, conseiller d'état: Corporation et Fédéralisme. Editions Attinger, Neuchâtel, 1935. 96 Seiten. Preis Fr. 2.50.

Albert Steffen: Der Tröster. Gedichte. Verlag für schöne Wissenschaften, Dornach, 1935. 76 Seiten. Preis Fr. 4.—.

Frit Störi: Grillparzer und Kant (Wege zur Dichtung Band XX). Verlag Huber & Cie., Frauenfeld, 1935. 208 Seiten.

Aus dem Inhalt des Dezember-heftes:

Jann v. Sprecher: Gedanken zur schweizerischen Bölkerbundspolitik. — Konrad Meier: Die Gefahr des Provinzialismus im schweizerischen Geistesleben. — Gottfried Zeugin: Die schweizerische Armee an der Jahreswende. — Martin Nind: Vom Wert der Erscheinungswissenschaft.

Berantwortlicher Schriftleiter: Dr. Jann v. Sprecher. Schriftleitung, Verlag u. Bersand: Zürich 2, Stockerstr. 64. Druck: A.-G. Gebr. Leemann & Co., Stockerstr. 64, Bürich 2. — Abdruck aus dem Inhalt dieser Zeitschrift ist unter Quellenangabe gestattet. — übersetzungsrechte vorbehalten.